

P

Doug Saunders

Die neue Völkerwanderung – Arrival City

Aus dem Englischen
von Werner Roller

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2011 unter dem Titel *Arrival City – The Final Migration and Our Next World* bei Alfred A. Knopf Canada in Toronto erschienen.

Dieses Buch ist 2011 in einer deutschsprachigen Ausgabe unter dem Titel *Arrival City – Über alle Grenzen hinweg ziehen Millionen Menschen vom Land in die Städte. Von ihnen hängt unsere Zukunft ab* im Karl Blessing Verlag erschienen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe April 2013

Copyright © 2011 by Doug Saunders
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55211-7

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Vorwort	7
1 Am Stadtrand	
Liu Gong Li, China	13
Tower Hamlets, London, Großbritannien	49
2 Von draußen rein	
Kolhewadi, Ratnagiri, Indien	65
Kamrangirchar, Dhaka, Bangladesch	82
Shenzhen, China	100
Kibera, Nairobi, Kenia	108
Santa Marta, Rio de Janeiro, Brasilien	117
3 Ankunft an der Spitze der Pyramide	
Los Angeles, Kalifornien, USA	129
Herndon, Virginia, und Wheaton, Maryland, USA	158
4 Die Verstädterung des Dorfes	
Tatary, Polen	171
Shuilin, Sichuan, China	183
Dorli, Maharashtra, Indien	192
Biswanath, Sylhet, Bangladesch	203
5 Die erste große Migration	
Paris, Frankreich	217
Toronto, Kanada, und Chicago, USA	257

6	Tod und Leben einer großen Ankunftsstadt	
	Istanbul, Türkei	265
7	Wenn die Ränder explodieren	
	Emamzadeh 'Isa, Teheran, Iran	321
	Petare, Caracas, Venezuela	344
	Mulund, Mumbai, Indien	354
8	Die neue Stadt stellt sich der alten Welt	
	Les Pyramides, Evry, Frankreich	373
	Kreuzberg, Berlin, Deutschland	393
	Parla, Spanien	412
9	Ende der Ankunft	
	Jardim Angela, São Paulo, Brasilien	425
	Mumbai, Indien	457
10	Stilvoll ankommen	
	Slotervaart, Amsterdam, Niederlande	471
	Karail, Dhaka, Bangladesch	491
	Thorncliffe Park, Toronto, Kanada	509
	Nachwort	
	Boulaq al-Dakrou, Kairo, Ägypten	531
	Anmerkungen	543

Vorwort

DER ORT, AN DEM SICH ALLES ÄNDERT

Die Menschen werden sich in einer großen, endgültigen Verschiebung vom Landleben und der Landwirtschaft wegbewegen und in die großen Städte gehen. Das ist die Entwicklung, die vom 21. Jahrhundert am deutlichsten in Erinnerung bleiben wird – wenn man vom Klimawandel einmal absieht. Wir werden gegen Ende dieses Jahrhunderts eine ganz und gar urbane Spezies sein. Diese Bewegung erfasst eine bisher noch nie da gewesene Zahl von Menschen – zwei oder drei Milliarden, vielleicht ein Drittel der Weltbevölkerung – und wird nahezu alle Menschen auf spürbare Weise betreffen. Es wird die letzte menschliche Bewegung in diesem Umfang und dieser Größenordnung sein. Die Veränderungen, die sie für das Familienleben mit sich bringen wird, von großen, von der Landwirtschaft lebenden Familienverbänden zu kleinen städtischen Kernfamilien, wird dem anhaltenden Bevölkerungswachstum, einem wichtigen Thema in der Menschheitsgeschichte, ein Ende bereiten.

Als die Menschen in Europa und in der Neuen Welt das letzte Mal zu einem so dramatischen Wandel aufbrachen, vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, wurden daraufhin das Menschenbild, das Staatswesen, die Technik sowie das Wohlfahrtswesen vollständig neu erfunden. Die massenhafte Verstädterung brachte die Französische Revolution hervor, die Industrielle Revolution und, parallel zu beiden Entwicklungen, die enormen sozialen und politischen Veränderungen der

letzten beiden Jahrhunderte. Der Bericht von der Umwälzung der menschlichen Gesellschaft war in den Zeitungen der 1840er-Jahre allerdings nicht zu lesen und in den Parlamentsdebatten des frühen 20. Jahrhunderts nicht zu hören. Die Geschichte von der Migration in die Städte und dem Aufstieg der neuen, übergangsweise bestehenden städtischen Enklaven war den davon direkt betroffenen Menschen weitgehend unbekannt. Die Katastrophen einer schlecht verwalteten Urbanisierung – menschliches Elend, revolutionäre Aufstände und Kriege – waren oft ein unmittelbares Ergebnis dieser Blindheit: Es gelang nicht, diesen Zustrom von Menschen in ordentliche Bahnen zu lenken, und als Konsequenz entstanden städtische Gemeinschaften von Neuankömmlingen, die festsaßen, ausgeschlossen und zornig waren. Ein großer Teil der Geschichte dieses Zeitalters war die Geschichte entwurzelter Menschen ohne Bürgerrechte, die (mitunter gewalttätig) darauf drängten, in der städtischen Gesellschaft ihren Platz zu finden.

Wenn wir heute einen ähnlichen Fehler begehen und die große Migration als vernachlässigbare Auswirkung abtun, als Hintergrundgeräusch oder als Schicksal von anderen, dem wir in unseren eigenen Ländern entgehen können, riskieren wir sehr viel größere Explosionen und Verwerfungen. Einige Aspekte dieser großen Migration laufen bereits vor unseren Augen ab: die Spannungen, die die Einwanderung in die Vereinigten Staaten, nach Europa und Australien erzeugt; die politischen Explosionen im Iran, in Venezuela, Mumbai, Amsterdam, in den Vororten von Paris. Aber viele dieser Veränderungen und Diskontinuitäten bleiben völlig un bemerkt. Wir verstehen diese Migration nicht, weil wir nicht

wissen, wie wir sie zu betrachten haben. Wir wissen nicht, wo wir nachsehen sollen. Wir haben keinen Ort und keinen Namen für den Bereich, der für unsere neue Welt steht.

Bei meinen journalistischen Reisen verschaffte ich mir einen ersten Eindruck von einer Stadt, indem ich auf U-Bahn- oder Straßenbahnlinien bis zur Endhaltestelle fuhr oder die verborgenen Zwischenräume und unzugänglichen Ecken des Stadtkerns erkundete und mir die Orte genau ansah, die sich vor mir ausbreiteten. Das waren meistens faszinierende, geschäftige, unattraktive, improvisierte, schwierige Orte, bevölkert von neuen Menschen mit großen Vorhaben. Meine Reisen an die Ränder entsprangen nicht immer der eigenen Wahl, oft waren sie Ereignissen geschuldet, über die berichtet werden mussten und mich in die nördlichen Stadtgebiete von Mumbai, in die staubigen Randzonen von Teheran, in die Siedlungen an den Hängen am Stadtrand von São Paulo und Mexiko City, die brodelnden Wohnblock-Trabantenstädte von Paris, Amsterdam und Los Angeles lockten. An diesen Orten begegnete ich Menschen, die aus Dörfern stammten und deren Denken und ganzer Ehrgeiz auf das symbolische Stadtzentrum fixiert waren. Sie verwickelten sich in eine monumentale Auseinandersetzung auf der Suche nach einem einfachen und dauerhaften Zuhause in der Stadt für ihre Kinder.

Diese ehemals ländliche Bevölkerung schuf sich, wie ich feststellte, in aller Welt verblüffend ähnliche städtische Umfelder: Räume, deren physisches Erscheinungsbild variierte, aber deren grundlegende Funktionen und Netzwerke aus menschlichen Beziehungen klar und deutlich erkennbar und bestimmbar waren. Und in den Weiten der sich »entwickeln-

den« Welt wie auch in den großen, reichen Städten des Westens gab es ein vergleichbares, standardisiertes Muster von Institutionen, Bräuchen, Konflikten und Frustrationen, die aufgebaut und von vielen Menschen geteilt wurden. Wir müssen diesen Orten sehr viel mehr Aufmerksamkeit widmen, denn sie sind nicht nur die Schauplätze potenzieller Konflikte und Gewalttaten, sondern auch die Gebiete, in denen sich der Abschied von der Armut vollzieht, in denen sich die nächste Mittelschicht herausbildet und die Träume, Bewegungen und Regierungen der nächsten Generation entstehen. In einer Zeit, in der die Effizienz und der Sinn und Zweck ausländischer Hilfe zum Gegenstand tiefer und sehr berechtigter Skepsis geworden sind, bin ich der Ansicht, dass diese städtischen Übergangsräume eine Lösung bieten. An solchen Orten – und häufiger als auf der staatlichen »Makro«- oder auf der Haushalts-»Mikro«-Ebene – werden ernsthafte und nachhaltige Investitionen von Regierungen und Hilfsorganisationen am ehesten dauerhafte und nicht korrumpierbare Wirkungen erzielen.

Bei den Recherchen für dieses Buch habe ich etwa 20 Orte dieser Art besucht. Mein Ziel war, aufschlussreiche Beispiele für die Veränderungen zu finden, die Städte und Dörfer in sehr viel mehr Ländern erfasst haben. Dies ist kein Atlas der Ankunftsorte und auch kein umfassender Leitfaden für die große Migration. Gleichermäßen faszinierende Entwicklungen vollziehen sich in Lima, Lagos, Kairo, Karachi, Kalkutta, Jakarta, Peking, Marrakesch und Manila. Dieses Buch ist auch keineswegs ohne Vorläufer. Wissenschaftler, die sich mit Migrationsbewegungen, Stadtentwicklung, Soziologie, Geografie, Anthropologie und Ökonomie befassen, haben die

hier beschriebenen Phänomene dokumentiert, und viele von ihnen haben mich bei meiner Arbeit großzügig unterstützt.

Aber die wichtigste Botschaft wird von vielen Mitbürgern und führenden Persönlichkeiten nicht wahrgenommen: Die große Wanderungsbewegung manifestiert sich in der Schaffung eines ganz besonderen städtischen Ortes. Diese Übergangsräume – die Ankunftsstädte – sind die Orte, an denen sich der nächste große Wirtschafts- und Kulturboom oder die nächste große Explosion der Gewalt ereignen wird. Was sich letztlich durchsetzt, hängt von unserer Fähigkeit, solche Entwicklungen wahrzunehmen, und von unserer Bereitschaft zum Engagement ab.

1 Am Stadtrand

LIU GONG LI, CHINA

Mit einem Dorf fängt es an. Das Dorf wirkt auf einen Außenstehenden festgefügt, zeitlos, ohne Bewegung oder Wandel und vom Rest der Welt isoliert. Wir ordnen es der Natur zu. Wer im Vorbeifahren einen flüchtigen Blick auf das Durcheinander niedriger Gebäude wirft, hält das Dorf für einen ruhigen Ort, der von geordneter, subtiler Schönheit geprägt ist. Wir stellen uns einen angenehmen Lebensrhythmus vor, der von den Belastungen der Moderne frei ist. Die kleine Ansammlung verwitterter Hütten schmiegt sich an den Kamm eines bescheidenen Tales. Ein paar Tiere bewegen sich in ihren Pferchen, Kinder rennen an einem Feld entlang, eine dünne Rauchwolke steigt aus einer der Hütten auf, ein alter Mann geht durch einen Waldstreifen auf dem Kamm und trägt einen Leinensack auf dem Rücken.

Der Mann heißt Xu Qin Quan, und er sucht ein Heilmittel. Er geht den uralten, mit Steinen befestigten Pfad hinab, vorbei an terrassenförmig angelegten Feldern und auf die kleine Lichtung auf dem Talboden zu, wie das die Mitglieder seiner Familie zehn Generationen lang getan haben. Hier findet er die Heilkräuter, die er seit seiner Kindheit kennt: die schlanken Stängel des *ma huang*, mit denen sich eine Erkältung ausschwitzen lässt, die belaubten Zweige des *gou qi zi*, die die Leber wieder in Ordnung bringen. Er schneidet die Stängel mit seinem Taschenmesser ab, steckt sie in den Sack und geht zum Kamm zurück. Dort bleibt er ein paar Augen-

blicke lang stehen und betrachtet die Staubwolken, die in nördlicher Richtung aufsteigen, wo ein Bautrupp die enge, holprige Straße in einen breiten, befestigten Boulevard verwandelt. Die Hin- und Rückreise in das in nördlicher Richtung liegende Chongqing, einst ein Ganztagesunternehmen, wird schon bald nicht mehr als zwei Stunden in Anspruch nehmen. Herr Xu beobachtet, wie die Staubwolken die Bäume in der Ferne ockergelb färben. Er denkt an die größeren Leiden, an den Schmerz, der ihnen das Leben zur Qual machte und ihre Kinder tötete, sie jahrzehntelang um das tägliche Essen bangen ließ, die Jahre lähmender Langeweile. An jenem Abend plädiert er bei einer Dorfversammlung für die umfassendere Kur. Ab morgen, sagt er, werden wir kein Dorf mehr sein.

Wir sind im Jahr 1995, und das Dorf heißt Liu Gong Li. Jahrhundertlang hat sich nur ganz wenig an seinem äußeren Erscheinungsbild, am Leben in den Familien und beim ausschließlich in Handarbeit betriebenen Anbau von Weizen und Mais geändert. Seinen Namen, der »Sechs Kilometer« bedeutet, erhielt es während der Bauarbeiten an der Straße nach Burma, deren östlicher Endpunkt die große, im Binnenland gelegene Stadt Chongqing war. Der Name war nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs jahrzehntelang eine Fiktion, denn die ursprüngliche Brücke in die große Stadt war bombardiert worden, und die nächstgelegene, viele Kilometer entfernte Ersatzlösung war so schwer zu passieren, dass die Reise unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten sinnlos gewesen wäre, selbst wenn die Kommunistische Partei sie erlaubt hätte. Das kleine Dorf hatte keine Verbindung zu irgendeiner Stadt oder irgendeinem Markt. Es betrieb Subsistenzwirt-

schaft. Der Boden und die nur rudimentär ausgebildeten Anbaumethoden lieferten niemals so viele Nahrungsmittel, dass es für alle Dorfbewohner reichte. Alle paar Jahre lösten die Wechselfälle der Witterung und der Politik eine Hungersnot aus, und es starben Menschen, Kinder hungerten. In den fürchterlichen Jahren von 1959 bis 1961 verlor das Dorf einen großen Teil seiner Bevölkerung. Die Hungersnot endete erst zwei Jahrzehnte später, an ihre Stelle trat eine den allerdringendsten Bedarf deckende, leidenschaftslos hingegenommene Abhängigkeit von Subventionen der Regierung. Die Menschen in Liu Gong Li empfinden das Leben auf dem Lande – wie andere Dorfbewohner in aller Welt – nicht als ruhig oder natürlich oder in anderer Weise positiv, sondern als monotones, Furcht erregendes Glücksspiel. Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, als China eine eigene Spielart des Kapitalismus entwickelte, wurde den Dorfbewohnern plötzlich gestattet, nicht anbaufähiges Land für Marktzwecke zu erschließen. Als Herr Xu seinen Lösungsvorschlag unterbreitete, herrschte deshalb Einigkeit: Das gesamte verfügbare Land würde als nicht anbaufähig bezeichnet werden. Ab diesem Augenblick war der Ort kein Dorf mehr, sondern wurde zum Zielort für Dorfbewohner.

Fünfzehn Jahre später erscheint Liu Gong Li als Gespenst in Sichtweite eines vielbefahrenen vierspürigen Boulevards, einen Kilometer vor den Toren der Stadt: Inmitten eines Wohnblockwaldes entfaltet sich ein flirrendes Trugbild aus grauen und braunen Würfeln, das sich über die Hänge ergießt, so weit das Auge reicht, eine gänzlich willkürlich anmutende Anordnung von Kristallen, die die Landschaft völlig verdeckt. Aus der Nähe betrachtet werden die Kristalle zu

Häusern und Ladengeschäften, ungleichmäßig geformten, zwei- oder dreistöckigen Beton- und Backsteinbauten, die ihre Bewohner ohne Bauplan oder -genehmigung errichtet haben. Sie überragen sich gegenseitig und bilden unwahrscheinlich anmutende Winkel.

Herrn Xus Dorf mit seinen ursprünglich 70 Bewohnern hatte innerhalb von zehn Jahren nach der Annahme seines Vorschlags mehr als 10 000 Einwohner hinzugewonnen; innerhalb von zwölf Jahren hatte es sich mit benachbarten ehemaligen Dörfern zu einem Ballungsraum von 120 000 Menschen vereinigt, von denen nur wenige offiziell als Einwohner gemeldet waren. Es ist kein abgelegenes Dorf mehr, auch kein Vorort am äußersten Stadtrand, sondern ein wichtiger, integraler Bestandteil von Chongqing, einer Stadt mit rund zehn Millionen Einwohnern, die sich auf einer und um eine von Wolkenkratzern dominierten Halbinsel zusammendrängen. Diese gleicht Manhattan sowohl in der Bevölkerungsdichte wie auch in der Lebensenergie. Jedes Jahr kommen 200 000 Menschen hinzu, und angesichts von vier Millionen nicht gemeldeten Migranten im Stadtgebiet haben wir es hier sehr wahrscheinlich mit der am schnellsten wachsenden Stadt der Welt zu tun.*

* Die Bezeichnung »Am schnellsten wachsende Stadt« kann eine ganze Reihe von Städten, unter anderem auch Dhaka und Lagos, für sich in Anspruch nehmen, denn es gibt verschiedene Kriterien: Es kann der Ort gemeint sein, der Jahr für Jahr die meisten Einwohner hinzugewinnt (eine Messgröße, die große Städte bevorzugt), oder der Ort mit dem höchsten prozentualen Bevölkerungszuwachs (ein Kriterium, das kleinere Städte bevorzugt) oder aber der Ort mit der höchsten Steigerung der Zuwachsrate. Mit einer Zuwachsrate, die sich im erweiterten Ballungsraum (dessen Bevölkerung 32 Millionen Menschen zählt) der Vier-Prozent-Marke nähert, verdient sich Chongqing jedoch nach sämtlichen Kriterien diesen Titel.

Dieses Wachstum wird zum größten Teil von der Vervielfachung von Orten wie Liu Gong Li angetrieben, den von den Bewohnern selbst errichteten Ansiedlungen von Landflüchtlingen, die in China selbst einfach als städtische »Dörfer« (*cun*) bezeichnet werden. Hunderte von Orten dieser Art wachsen im gesamten Stadtrandgebiet heran, auch wenn die Stadtverwaltung sie nicht zur Kenntnis nimmt. Ihre Straßen und Häuserblocks werden strikt nach den Dörfern und Regionen organisiert, aus denen die Bewohner stammen. Letztere bezeichnen ihre städtischen Nachbarn, die aus denselben ländlichen Gebieten stammen, als *tongxiang* – wörtlich: »Freunde«. In ganz China ziehen Jahr für Jahr mindestens 40 Millionen Bauern in diese städtischen Enklaven. Ein großer Teil von ihnen – möglicherweise bis zur Hälfte – kehrt allerdings ins Heimatdorf zurück, aus Not, Verzweiflung oder aufgrund einer persönlichen Entscheidung. Wer bleibt, ist meist fest entschlossen, auch durchzuhalten.

Aus der Sicht eines Außenstehenden ist Liu Gong Li ein übel riechender Slum. Der alte Pfad ins Tal ist heute eine geschäftige Straße, die von einem Durcheinander bunt zusammengewürfelter Häuser gebildet wird. Der unbefestigte Weg wird gesäumt von Telefonläden, Metzgern, Imbissstuben, die ihre Gerichte in riesigen, dampfenden, mit scharfen Paprikaschoten gefüllten Woks zubereiten, fliegenden Händlern, die Kleider oder Werkzeuge verkaufen, man sieht schnell rotierende Garnrollen, eine geschäftige Kakophonie, die sich zwei Kilometer weit windet, in verwirrende Seitenwege hinein und auf gewundene Treppen, deren eigenwillige Bauweise einem auf den Kopf gestellten Holzschnitt von M. C. Escher gleicht. Strom- und Fernsehkabel sind allgegen-

wärtig; aus dem Beton fließt das Abwasser an den Seiten der Gebäude hinab, ergießt sich über offene Abflussrinnen in einen fürchterlich stinkenden Fluss, der unter den Betonbrücken im Talgrund durchfließt. Überall liegen Abfall und Unrat herum und türmen sich hinter den Häusern zu kleinen Bergen. Ein Chaos aus Fahrzeugen mit zwei, drei oder vier Rädern verstopft jeden Weg. Hier gibt es keinen Raum ohne Menschen, ohne Tätigkeit, und nirgendwo ist ein Stückchen Grün zu sehen. Aus diesem Blickwinkel wirkt das möglicherweise wie eine höllische Zuflucht für die Armen, wie ein allerletzter Landeplatz für die gescheiterten Ausgestoßenen einer gewaltigen Nation – ein Ort für diejenigen, die einen Abstieg durchmachen.

Der wahre Charakter von Orten wie Liu Gong Li erschließt sich, wenn man den Hauptweg verlässt und durch die unbefestigten Nebenwege geht, die ins Tal hinabführen. Hinter jedem Fenster, hinter jeder groben Öffnung im Beton herrscht ein geschäftiges Treiben. Auf dem Talkamm, ganz in der Nähe der Stelle, an der Herr Xu im Jahr 1995 seine große Entscheidung traf, wird man zu einem lärmigen Betonrechteck hingezogen, das an einer abschüssigen Kante steht und einen angenehmen Zedernduft verströmt. Es ist das Wohn- und Arbeitshaus des 39 Jahre alten Herrn Wang und seiner Familie. Herr Wang zog vor vier Jahren mit 700 Yuan (etwa 100 Dollar)* in der Tasche, dem Geld, das er in zwei Arbeitsjahren als Schreiner zusammengespart hatte, aus dem 80 Kilometer entfernten Dorf Nan Chung hierher. Er mietete ein winziges Zimmer, sammelte etwas Abfallholz und Eisen

* Alle Geldbeträge in diesem Buch werden in US-Dollar umgerechnet.

und begann dann in Handarbeit mit der Herstellung traditioneller chinesischer Holzbadewannen, die bei der neuen Mittelschicht inzwischen sehr beliebt sind. Für eine Wanne brauchte er zwei Tage und verkaufte das fertige Produkt mit einem Gewinn von jeweils 50 Yuan (7,30 Dollar). Nach einem Jahr hatte er genug verdient, um sich elektrische Werkzeuge und einen größeren Laden leisten zu können. Er holte seine Frau, seinen Sohn, dessen Frau und den kleinen Enkelsohn nach. Die ganze Familie schläft, kocht, wäscht sich und isst in einem rückwärtigen, fensterlosen Raum hinter einem Plastikvorhang, an einem Ort, der noch ungeschützter ist und noch weniger Platz bietet als die Lehmbohlenhütte, in der sie es auf dem Dorf miteinander aushalten mussten.

Aber von Rückkehr ist nicht die Rede. Das hier ist, dem Unrat und allem anderen zum Trotz, das bessere Leben. »Hier kann man seine Enkel zu erfolgreichen Menschen machen, wenn man die richtige Verdienstmöglichkeit findet. Auf dem Dorf kann man nur leben«, sagt Herr Wang in seinem lauten Sichuan-Dialekt und legt dabei ein Eisenband um eine Wanne. »Nach meiner Schätzung hat sich etwa ein Fünftel der Leute, die mein Dorf verlassen haben, selbstständig gemacht. Und fast alle haben das Dorf verlassen, nur die alten Leute sind noch dort. Es ist zum Geisterdorf geworden.«

Herr Wang und seine Frau überweisen nach wie vor ein Drittel ihrer Einkünfte in ihr Heimatdorf und unterstützen damit ihre beiden noch lebenden Eltern, und im Vorjahr kaufte er ein kleines Restaurant unten in Liu Gong Li, das sein Sohn dann übernahm. Herrn Wangs Gewinnspannen sind winzig, denn der Wettbewerb ist sehr hart: In Chongqing gibt es noch zwölf weitere Holzbadewannenwerkstätten, eine

davon ebenfalls in Liu Gong Li ansässig. »Meine produziert die meisten Wannen«, sagt er, »aber wir sind nicht unbedingt der profitabelste Betrieb.« Also werden noch Jahre des Sparens anstehen, und die Wangs müssen auf eine günstige Entwicklung auf dem Badewannenmarkt hoffen, bevor sie sich eine Wohnung kaufen, ihren Enkel auf die Universität schicken und Liu Gong Li hinter sich lassen können – obwohl es sich bis dahin, falls der Traum wahr wird, zu einem Ort entwickelt haben könnte, an dem sie gerne bleiben würden.

Auf dem Weg ins Tal erweist sich der graue Kubismus als Flickenteppich aus winzigen, offiziell gar nicht existierenden Betrieben, die hinter behelfsmäßig zusammengebauten Betonlumpen-Gebäuden verborgen sind. Unterhalb der Badewannenwerkstatt liegt, direkt an der Straße, ein außergewöhnlich geräuschvoller Ort, an dem 20 Beschäftigte metallene Sicherheitsgelenke herstellen; ein Stück weiter stößt man auf einen Betrieb, der maßgefertigte Kühlräume herstellt. Eine Werkstatt für Pulverlackmischungen; einen Betrieb, der mit einem halben Dutzend schwerer Maschinen computergesteuerte Stickmuster ausstößt; eine Fabrik für Elektromotorwinden; einen sauer riechenden Ort, an dem Arbeiter, die kaum im Teenageralter sind, an Heißsiegelmaschinen aufblasbares Strandspielzeug herstellen; man trifft auf ähnlich organisierte Familienbetriebe aus allen Branchen, sie produzieren Ladendisplays, PVC-Fensterrahmen, im Strangpressverfahren hergestellte Rohrleitungen für Klimaanlage, billige Holzschrankchen, reich verzierte hölzerne Bettgestelle, Hochspannungs-Transformatoren, Motorradteile, die an computergesteuerten Dreh- und Fräsmaschinen entstehen, und Restaurant-Dunstabzugshauben aus rostfreiem Stahl.

Diese Betriebe, deren Produkte meist für asiatische Kunden bestimmt sind, wurden alle im Lauf der letzten zehn, zwölf Jahre von Dorfbewohnern gegründet, die sich hier niederließen, oder von ehemaligen Beschäftigten der ersten Zuwanderungswelle von Dörflern.

In jedem unverputzten, ungestrichenen Betonwürfel regiert derselbe Rhythmus von Ankunft, Existenzkampf, Erwirtschaftung des Lebensunterhalts, Sparen, Planen, Kalkulieren. Alle Bewohner von Liu Gong Li – und alle 120 000 Menschen auf diesem Streifen Land – kamen nach 1995 aus einer ländlich-dörflichen Umgebung hierher. Alle, die länger als ein paar Monate hierbleiben, haben beschlossen, sich langfristig niederzulassen und dem Schmutz, der Enge und den Widrigkeiten des Alltagslebens zu trotzen, auch wenn sie ihre Kinder oft bei Familienangehörigen auf dem Dorf zurücklassen müssen. Sie haben für sich entschieden, dass dies das bessere Leben ist. Die meisten von ihnen haben eine außerordentlich lange Odyssee der Selbstverleugnung und harten Entbehrungen auf sich genommen. Fast alle schicken Geld – und ziemlich häufig fast ihre ganzen Einkünfte – zur Unterstützung der Angehörigen ins Dorf zurück und sparen einen Teil davon hier in der Stadt für die Ausbildung ihrer Kinder. Alle sind mit täglichen Berechnungen beschäftigt, in denen die unerträgliche Last ländlicher Entbehrungen eine Rolle spielt, die kaum aufzubringenden Kosten des entwickelten Großstadtlebens und der brüchige Pfad der Lebenschancen, der eines Tages eine Verbindung zwischen den beiden Bereichen bilden könnte.

Mit anderen Worten: Die *Ankunft* ist die wichtigste Funktion dieses Ortes. Wie Millionen andere neue und periphere

städtische Wohnviertel erfüllt Liu Gong Li eine Reihe besonderer Funktionen. Es ist mehr als nur ein Ort zum Leben und Arbeiten, Schlafen, Essen und Einkaufen. Es ist in allererster Linie ein Ort des Übergangs. Fast alle wichtigen Aktivitäten, die sich am Ort entfalten und über das bloße Überleben hinausgehen, haben zum Ziel, Dorfbewohner, ja sogar ganze Dörfer in die städtische Umgebung einzuführen, ins Zentrum des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, in das Bildungswesen, die Akkulturation und Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, in einen nachhaltigen Wohlstand. In der Ankunftsstadt wohnen einerseits Menschen, die sich in einer Übergangsphase befinden – denn sie macht aus Außenseitern »mittendrin« lebende Stadtbewohner mit einer auf Langfristigkeit angelegten sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zukunft –, andererseits ist sie selbst ein Ort, der eine Übergangszeit durchmacht, denn ihre Straßen, Häuser und fest etablierten Familien werden eines Tages entweder zur Kernstadt gehören, oder sie werden scheitern, einen Abstieg in die Armut erleben oder zerstört werden.

Die Ankunftsstadt kann leicht von anderen städtischen Wohnbezirken unterschieden werden, nicht nur wegen ihrer Bewohner, den Zuwanderern vom Land, und aufgrund ihres improvisierten Erscheinungsbildes und fortdauernden Wandels, sondern auch aufgrund der ständigen Verbindungen, die es aus jeder Straße, jedem Haus und jedem Arbeitsplatz in zwei Richtungen gibt. Sie ist dauerhaft und intensiv mit den *Herkunftsdörfern* verbunden, Menschen, Geld und Wissen werden ständig hin und her geschickt. Das ermöglicht die nächste Zuwanderungswelle aus dem Dorf, erleichtert innerhalb des Dorfes die Fürsorge für die älteren wie auch

die Ausbildung der jüngeren Generationen und finanziert die Verbesserung der Infrastruktur im Ort. Und sie unterhält wichtige und äußerst enge Verbindungen zur etablierten Stadt. Ihre politischen Institutionen, Geschäftsbeziehungen, sozialen Netzwerke und Transaktionen bilden eine am Rand der größeren Gesellschaft liegende Ausgangsbasis, die – bei aller Zerbrechlichkeit – den Neuankömmlingen Halt bietet. Von dort aus können sie sich selbst und ihre Kinder voranbringen, weiter in Richtung Zentrum, hin zur gesellschaftlichen Anerkennung und zu guten Verbindungen. Liu Gong Li tut vielerlei, verkauft viele Waren und beherbergt viele Menschen, aber alles geschieht mit einem übergreifenden Ziel, für ein Projekt, das sein aberwitziges Spektrum von Aktivitäten unter einen Hut bringt. Liu Gong Li ist eine Ankunftsstadt. Hier, an der Peripherie, liegt der neue Mittelpunkt der Welt.

Ein kurzer Fußmarsch führt von der mit Betriebsanlagen zugebauten Talsohle auf der gewundenen Schotterstraße zum Talkamm hinauf. Dort stößt man auf eine besonders dichte Zusammenballung von Betongebäuden. Biegt man hinter einem kleinen Restaurant in eine schmale Gasse ab, gelangt man durch ein von hohen Mauern umgebenes Labyrinth von Tunnels und engen Durchgängen in einen kleinen grauen Hof. Mitten im Chaos des Slums ist dies ein ruhiger Ort, an dem man einen kleinen Tisch mit niedrigen Holzstühlen vorfindet. Die Luft ist erfüllt von den durchdringenden Gerüchen der Sichuan-Küche und den fernen Geräuschen von Motoren, dem Weinen von Babys, gerufenen Befehlen, Hupen. Neben dem Tisch kauert ein alter Mann. Er trägt die

traditionelle grüne Tuchjacke und die abgenutzten Segeltuchschuhe der Bauern und eine Nike-Baseballmütze. Neben ihm liegt ein konischer Bambushut. Der ist mit Kräutern gefüllt, die der Alte bei einem Spaziergang im wenig bekannten Grünstreifen am anderen Ende des Tales gesammelt hat. Dieser Ort liegt hinter dem fünf Stockwerke hohen Müllberg, der den größten Teil der alten Lichtung einnimmt.

Dieser Mann ist Xu Qin Quan, der Heilkräutersammler und Dorfpatriarch. Er lebt nach wie vor exakt am gleichen Ort, im Zentrum von Liu Gong Li. Der Übergang zum Stadtleben hat ihn zu einem reichen Mann gemacht. Mit seinen Mieteinnahmen hat er den größten Teil seiner Familienangehörigen in Eigentumswohnungen untergebracht, die jeweils 75 000 Dollar kosten, das zehnfache Jahresgehalt eines Managers. Nur er allein wohnt immer noch hier, in der Nähe seiner medizinischen Schatzkammer. Das »Dorf« ist immer noch im gemeinschaftlichen Besitz der ursprünglichen Bewohner und gilt vor dem Gesetz nach wie vor als Dorf. Das bedeutet, dass keines der Hunderte von Gebäuden hier – mit Ausnahme dieses einen – vollständig den Eigentümern gehört, selbst wenn diese bei der Dorfgemeinschaft Besitztitel erworben haben und ihre Häuser gewinnbringend kaufen und verkaufen. Der blühende Immobilienmarkt hat die Mieten und inoffiziellen Grundstückspreise steigen lassen, was den »Eigentümern«, den Zuwanderern vom Land, über Miete, Untervermietung und Grundstücksspekulation – nichts davon ist amtlich anerkannt oder wird besteuert – eine Kapitalquelle verschafft hat, die sie häufig zur Gründung von Unternehmen nutzen. Die Stadtverwaltung könnte den gesamten Bezirk jederzeit mit Bulldozern eibebnen lassen und

alle 120 000 Bewohner entweder vertreiben oder in Wohnblocks umsiedeln, die unmittelbar neben sauberen, amtlich registrierten und Steuern zahlenden Textilfabriken liegen. China ging gegen Hunderte von Ansiedlungen so vor und sprengte zugleich das Leben und die wirtschaftlichen Beziehungen von Familien, die alles in ein städtisches Standbein dieser Art investiert hatten. Die Gründer von Liu Gong Li sind zuversichtlich, dass ihnen zumindest noch ein Jahrzehnt bleibt, bis so etwas geschieht.

Vertreter des Volkskongresses von Chongqing erzählen mir in vagen Worten, dass sie ihre gesamte Megalopole eines Tages zu einem Ort ohne Slums machen wollen, die dann durch hübsche Arbeitersiedlungen und Privatwohnungen ersetzt würden, die man um die industriellen Zentren herum errichten werde. Sie erzählen mir aber auch, dass sie die Urbanisierung so schnell wie möglich vorantreiben wollen, und zwar mit einer Wachstumsrate, die ohne eine exponentielle Zunahme dieser inoffiziellen Siedlungen mit hoher Bevölkerungsdichte gar nicht aufgefangen werden kann. An jedem beliebigen Tag des Jahres mögen im Stadtgebiet von Chongqing mehrere Tausend Hochhäuser im Bau sein (die alle von Privatfirmen errichtet werden), aber das Budget für den Wohnungsbau wird durch den Zustrom neuer Bewohner bei Weitem übertroffen, und die Neuankömmlinge vom Land sind vom Wohnungsmarkt nach wie vor offiziell ausgeschlossen, solange sie nicht so viel Geld verdienen, dass sie sich auf dem privaten Wohnungsmarkt einkaufen können. Die Ankunftsstadt ist keine vorübergehende Anomalie. Diese Ankunftsstadt-»Dörfer« wurden in den chinesischen Großstädten des Binnenlandes zu einem festen, wenn auch nicht

anerkannten Bestandteil des Wachstumsplans am jeweiligen Ort, seiner Wirtschaft und seines Lebensstils.

»Meine Mieter sind im Allgemeinen Menschen, die unbedingt zu Stadtbewohnern werden wollen, aber nur einem Bruchteil von ihnen wird dies gelingen«, sagt Herr Xu, während seine Töchter ein üppiges Festmahl für das Drachenboot-Fest im Juni vorbereiten. »Oft verdienen sie nicht genug Geld, um irgendetwas zu sparen, und das Leben hier wird zu teuer für sie. Viele von ihnen werden wieder zurückgehen müssen, solange sich hier nichts ändert. Wir alle wollen das bäuerliche Leben hinter uns lassen, und China will, dass wir jetzt zu Stadtbewohnern werden, aber sie haben es uns so schwer gemacht, dieses Ziel zu erreichen.«

Sehr viele Bewohner von Liu Gong Li leben tatsächlich wie Wang Zhen Lei, 36, und ihr Ehemann Shu Wie Dong, 34, die in einem zwei mal drei Meter großen Raum nächtigen. Er besteht aus Gipskartonwänden, die einen halben Meter unter der Fließbetondecke eines Schlafsaals für Ehepaare, in dem es ein Dutzend ähnlicher Kammern gibt, an dünnen Holzbalken aufgehängt werden. Das ganze Gebäude ragt in riskanter Manier über einen übel riechenden Wasserlauf hinaus. Das einzige Fenster ist verrammelt und bedeckt, bis auf einen 60 Zentimeter breiten Schlitz am oberen Ende. Die Beleuchtung kommt aus nackten weißen Glühbirnen. Zehn Stunden am Tag und oft auch an Wochenenden nähern die beiden an Arbeitstischen in einem benachbarten, ebenfalls aus Beton errichteten Raum Kleidungsstücke. Die Wände des Arbeitsraums sind mit grobem Leinenstoff verkleidet und ansonsten ähnlich kahl wie die Schlafkammern, mit Ausnahme eines Farbfernsehers, der unentwegt chinesische Sei-

fenopern anbietet. Die Fabrik mit ihren 30 Nähtischen gehört einem Mann, der 1996 aus einem weit entfernten Dorf nach Liu Gong Li zog, anfangs selbst Textilarbeiter war und seine Arbeiter heute im Stücklohn beschäftigt. Sie verdienen monatlich 200 bis 400 Dollar. Der Schlafräum wird unentgeltlich zur Verfügung gestellt (was nicht in allen Fabriken der Fall ist). Das Leben von Frau Wang und Herrn Shu besteht aus exakt 29 Besitztümern, darunter vier Esstübchen und ein Mobiltelefon; die große Stadt Chongqing, die jenseits der Straßen von Liu Gong Li liegt, haben sie noch nie gesehen. Jeden Monat zweigen sie 45 Dollar für Nahrungsmittel und 30 Dollar für sonstige Ausgaben ab und schicken den ganzen Rest in ihr Dorf. Damit finanzieren sie die Ausbildung ihrer Tochter, die eine höhere Schule besucht, und unterstützen ihre Eltern, die sich um die Tochter kümmern.

Ab 1993 hatten sie elf Jahre lang in moderneren, nicht so stark an eine Gruft erinnernden Arbeiterunterkünften in Shenzhen gelebt, der 1500 Kilometer weiter südlich gelegenen Industriestadt im Perlfluss-Delta. Die Textilfabriken dort, die für westliche Unternehmen produzierten, boten bessere Arbeitsbedingungen und zahlten auch mehr. Aber die beiden stellten dort einen großen Mangel fest: In Shenzhen gab es keinerlei Aussicht auf »Ankunft«. Sie konnten sich dort, so viel sie auch sparen mochten, niemals eine Wohnung leisten, und die Stadt bot ihnen keine Option auf den Ankauf einer Unterkunft in einer Hüttensiedlung – eines Obdachs von der Art, die in Liu Gong Li vorherrscht –, weil es in der nach Plan entstandenen Stadt Shenzhen so etwas gar nicht gibt. Und sie konnten ihre geliebte Tochter nicht sehen, die einzige Ausnahme im Jahreslauf war das chinesische Neu-

jahrsfest. Es gab, kurz gesagt, keine Zukunft. Das Paar zog nach Norden und unterwarf sich einem schmerzlichen Kuhhandel: Die Familie würde jetzt in der Nähe sein, vielleicht würde es für ihre Tochter und ihre Eltern eine Zukunft in der Stadt geben, und im Gegenzug würden sie den größten Teil ihres noch verbleibenden Arbeitslebens in einem Loch verbringen, das nur Einsamkeit und Dunkelheit zu bieten hatte.

Wie so viele Menschen an diesem Ort und in aller Welt haben sie ihr ganzes Leben mit der Ausbildung ihrer Tochter verbunden – wobei sie wissen, dass das nicht viel mehr ist als eine Wette mit einer 50:50-Chance. »Wir wollen alle, dass unsere Kinder in der Schule bleiben und es auf die Universität schaffen, damit sie nicht in einer solchen Fabrik arbeiten müssen«, sagt Frau Wang. »Aber wenn meine Tochter nicht zugelassen wird, würde ich auch die Alternative akzeptieren, die immer noch besser ist als das Leben im Dorf: Dann arbeitet sie in der Fabrik, so wie wir.«

Auf 20 Familien dieser Art in Liu Gong Li kommt ein Clan wie der von Xian Guang Quan. Er und seine Frau kamen als lese- und schreibunkundige Bauern hierher, schliefen jahrelang auf Baustellen unter freiem Himmel, zogen schließlich in eine Betonhütte in Liu Gong Li und sparten ihr Geld. Im Jahr 2007 zogen sie in einen zehnstöckigen Wohnblock, den der 46-jährige Herr Xian mit seinem Bautrupp errichtet hatte. Es ist ein äußerst schlichtes, aus roten Backsteinen errichtetes Gebäude, dessen Mitte von einem Treppenhaus aus nacktem Beton eingenommen wird, aber die Familie Xian hat aus ihrer geräumigen Wohnung eine Art Palast gemacht: ansprechend geflieste Böden mit großen freien Flächen; helle Tapeten, modernistische Kronleuchter, eine einladende

orange Sofagarnitur, ein großer Plasmafernseher und ein Surround-Soundsystem. Herr Xian, ein schwergewichtiger Mann mit fortgeschrittener Glatzenbildung und einem Dauerlächeln, verbringt seine Freizeit mit Einkaufsgängen in der Stadt oder mit ausgedehnten Mah-Jongg-Spielen, bei denen viel geraucht wird, in Gesellschaft alter Freunde aus dem Dorf. Er pflegt einen Mittelschichtlebensstil, den er mit einem soliden Mittelschichteinkommen finanziert. Nichts erinnert mehr an die noch nicht sehr lange zurückliegenden sechs Jahre, die er anfangs hier verbrachte, unter freiem Himmel, ohne Geld und Besitztümer.

Er kam 1992 aus dem über 100 Kilometer entfernten Dorf Shi Long, kurz nachdem Chinas Wirtschaftspolitik liberalisiert wurde und die Regierung den Bauern mehr Mobilität zugestand. Es war ein von Verzweiflung motivierter Umzug, weg von einem Leben auf dem Land, bei dem sechs Familienmitglieder in einer winzigen Strohhütte mit Lehm Boden hausten. In Chongqing wurde damals viel gebaut, die alten Holzgiebelhäuser ersetzte man durch einfalllos konstruierte Hochhäuser, und Bauarbeiter waren gefragt. Herr Xian hatte nur seine Hände, seinen Verstand und seine Frau. Sie kochte für die Bauptruppe, und er arbeitete, anfangs für einen Tageslohn von 50 bis 75 Cents und Reismahlzeiten, denen alle fünf Tage auch etwas Schweinefleisch beigemischt war, sowie für das Recht, auf der Baustelle zu schlafen. Sie wickelten sich in Betttücher und schliefen auf den Fundamenten der Neubauten – wie Hunderttausende andere obdachlose Arbeiter in der Stadt.

Ihren ganzen Verdienst schickten sie nach Shi Long und sahen ihre Tochter jahrelang nicht. Sie gehörten jetzt zur

150 bis 200 Millionen Menschen zählenden »Wanderarbeiter-Bevölkerung« Chinas. Menschen, die in der Stadt lebten, aber nur dörfliche Meldepapiere besaßen, hatten nach den rigiden Bestimmungen des Haushaltmeldeystems (*Hukou*) kein Recht auf Wohnraum in der Stadt, Leistungen der Sozialfürsorge, medizinische Versorgung oder die Aufnahme ihrer Kinder in Schulen in der Stadt. Nach einer Reform des *Hukou*-Systems zu Beginn dieses Jahrhunderts konnten Migranten Anträge auf *Hukou* in der Stadt stellen, aber in der Praxis ist dies so gut wie unmöglich, und es bedeutet zugleich auch die Aufgabe des dörflichen Wohnsitzes. Nur sehr wenigen Bauern gelingt dies bereits in der ersten Generation, denn Chinas Grundschul-, Kinderbetreuungs-, Sozialfürsorge- und Arbeitslosenversicherungssysteme reichen nicht annähernd für die Absicherung des äußerst unsicheren Lebens eines Neuankömmlings in der Stadt aus. Ein Sechstel der chinesischen Bevölkerung zählt deshalb weder zur Land- noch zur amtlich registrierten Stadtbevölkerung.

Xian Guang Quan war entschlossen, den Durchbruch ins Stadtleben zu schaffen. Aus 20 Bauarbeitern und Weggeführten vom Land formierte er 1998 einen Bautrupp und arbeitete mit diesen Leuten als eigenständiges Unternehmen. Die Firma war weder registriert noch den nationalen Vorschriften entsprechend zugelassen, denn dazu wäre ein städtischer *Hukou* erforderlich gewesen. Das Einkommen entwickelte sich jedoch gut, es erreichte das beruhigende Mittelschichtniveau von 15 000 Dollar jährlich, in guten Jahren sogar bis zu 30 000 Dollar. Herr Xian und seine Frau wohnten trotz der mittlerweile erreichten finanziellen Absicherung weiterhin in einer winzigen Betonhütte, die sie sich in Liu Gong Li gekauft

hatten. »Wir hätten besser wohnen können, als wir Ende der neunziger Jahre das erste große Geld verdienten, aber dieses Risiko wollten wir nicht eingehen«, erzählte er mir. »Erst mussten wir unsere Tochter durch die Schule bringen und unsere Eltern auf dem Dorf mit richtigen Backsteinhäusern versorgen. Zur Absicherung der Zukunft mussten wir große Geldbeträge ansparen.«

Genau diese Anforderungen, die an arme Migranten aus den Dörfern gestellt werden – nämlich einen großen Teil des Einkommens für medizinische Versorgung, Ausbildung und Notfallrücklagen auszugeben –, hielten Tausende von Einwohnern Liu Gong Lis, Menschen wie Frau Wang, in einer unbequemen Welt fest, die weder städtisch noch ländlich ist. Sie isolierten die Menschen von ihren Kindern und verhinderten, dass sie als vollwertige, gleichberechtigte Akteure am Wirtschaftsleben des Landes teilnehmen. Der chinesische Staat nimmt, zum gegenseitigen Nachteil, kaum Einfluss auf ihr Leben. Herr Xian nahm diese Hürde, indem er einen Plan entwickelte. Er brachte 14 seiner erfolgreichsten Bauarbeiterfreunde zusammen, und jeder von ihnen legte 15 000 Dollar in die Gemeinschaftskasse. Damit wollten sie drei zehnstöckige Häuser in unmittelbarer Nachbarschaft von Liu Gong Li bauen, in einer Siedlung, der sie einen angenehm klingenden Namen gaben. Die eher sperrige Übersetzung dieses Namens lautet »Ethnisch-Nationales Neues Dorf«. Der Besitz eines Hauses würde ihnen ein Einkommen garantieren, und sie würden die kleinen Wohnungen an »die Bauern« vermieten, wie Herr Xian die Neuankömmlinge aus den Dörfern nennt. Das zweite Projekt sollte aus zu verkaufenden Produktionsstätten bestehen, und für das Erdgeschoss

waren Ladengeschäfte vorgesehen. Das dritte Haus sollte dann 15 große Eigentumswohnungen für ihn und seine Geschäftspartner enthalten. Mit diesem Plan schafften es Herr Xian und seine Gefährten nach 15 Jahren großer Entbehrungen und des Sparens, ihren Traum vom Ankommen zu verwirklichen.

Man trifft weltweit nur selten auf eine Familie, die noch in einem Haus mit Lehm Boden aufgewachsen und dann in derselben Generation in die Mittelschichtwelt der Hypotheken und Einkaufszentren vorgedrungen ist. Sehr viel mehr Menschen ergeht es wie dem 32-jährigen Pu Jun, einem schwächlichen und irgendwie unbeholfen anmutenden Mann, der in einer der Dutzenden von ehemaligen Dorfbewohnern betriebenen Fabriken im Talgrund arbeitet. Die Fabrik, von der hier die Rede ist, ist im Unterschied zu den Nachbarbetrieben ruhig, sauber, gut belüftet und in ständige Dunkelheit gehüllt, ein Erscheinungsbild, das den Besucher ein bisschen an eine Kathedrale erinnert. Die 30 Beschäftigten gehen einer schwierigen Arbeit nach: Sie überholen Hochspannungstransformatoren, komplizierte, mit Giftstoffen gefüllte Apparate von der Größe eines Kraftfahrzeugs. Herr Pu ist ein geschulter und erfahrener Techniker, er wurde an einer Gewerbeschule in der Nähe seines Heimatdorfes im Ostteil der Provinz Sichuan ausgebildet und hat in den Fabriken von Shenzhen Berufserfahrungen gesammelt: ein Werdegang, der eigentlich eine Eintrittskarte für ein gesichertes Leben in der Mittelschicht sein sollte.

Als ich jedoch eines Nachmittags in der Fabrik mit ihm sprach, zeigte er eine Art stiller Besorgnis und versuchte diskret einen Rückschlag zu verarbeiten, der mit einem Mal das

gesamte Unternehmen infrage zu stellen schien. Zu diesem Zeitpunkt hatte er noch 150 Dollar in der Tasche und überlegte, wo er die noch fehlenden 15 Dollar für die Monatsmiete hernehmen sollte. Und diese Auskunft kam von einem Mann, der fünf Jahre lang keinen Cent für sich selbst behalten hatte. Erst vor drei Monaten hatte er seinen beiden kleinen Kindern gesagt, sie könnten sich darauf freuen, am Jahresende zu ihm in die Stadt zu ziehen.

Aber die Dinge waren plötzlich aus dem Ruder gelaufen. Sein 61-jähriger Vater hatte eine Krankheit bekommen, die schwer zu diagnostizieren war und ihn zur ständigen Einnahme von Medikamenten zwang. Die Tabletten, die er gegen seine Anfälle einnehmen muss, verschlingen inzwischen in einem Gesundheitssystem, das alles andere als kostenlos ist, ein Drittel von Herrn Pus Einkommen, das eigentlich in erster Linie für die Versorgung seiner Kinder im Heimatdorf bestimmt ist. Er hatte zuvor bereits eine Reihe von Rückschlägen erlitten, unter anderem einen katastrophal gescheiterten Versuch, seinen Bauernhof auf Obstanbau umzustellen, und die eigentlich nicht geplante Geburt eines zweiten Kindes. Und seine Ehe war gescheitert. Letzteres ist in den Ankunftsstädten in aller Welt nichts Ungewöhnliches: Der Übergang zum Stadtleben setzt die Ehen fürchterlichen Belastungen aus. Doch in Herrn Pus Fall war das Ende dieser Entfremdung vor einigen Wochen teurer geworden: Seine Frau, die als Dim-Sum-Serviererin 150 Dollar im Monat verdiente, hatte beim Versuch, ein eigenständiges Leben zu führen, erhebliche Schulden angehäuft. »Das ist die schlimmste Zeit in meinem Leben«, sagte er rundheraus. »Wir lebten getrennt, und wenn wir getrennt sind, streiten wir, und dann

vergessen wir unsere gemeinsamen Ziele – wir vergaßen, dass das Ziel der Aufbau einer gemeinsamen Zukunft ist. Und plötzlich muss ich für drei Generationen sorgen.«

Unter dem Vorbehalt, dass es keine weiteren Rückschläge mehr gibt, rechnet er jetzt mit weiteren drei Jahren Wartezeit, bis er mit seinen Kindern unter einem Dach wohnen, sie in der Stadt zur Schule schicken und der bürgerlichen Vergangenheit seiner Familie ein für alle Mal ein Ende setzen kann. Wann immer die Arbeit es zulässt, nimmt er das abgegriffene und zerknitterte Bild seines Sohnes Ming Lin (6) und seiner Tochter Dong (4) und flüstert ihnen leise etwas zu. Er sehnt sich nach ihrer Gesellschaft. »Ich hoffe, die Kinder werden das eines Tages verstehen – verstehen, warum wir so oft fort waren, warum wir nie für sie da waren, wenn sie etwas über diese Welt lernten, und welches Opfer wir brachten. Ich glaube, wir können das im Umgang mit ihnen wiedergutmachen. Wir möchten ihnen ein besseres Leben ermöglichen, als wir es selbst erlebt haben. Im Augenblick«, sagt er und gebraucht eine chinesische Redensart, die in der Ankunftsstadt fast wie ein Mantra klingt, »müssen wir die Bitterkeit hinunterschlucken.«

Die Enklave der Exdorfbewohner in der großen Stadt, ganz am Rand unseres Wahrnehmungsfeldes und jenseits der Reiseführerbeschreibungen, ist zum Schauplatz des nächsten Kapitels im Weltgeschehen geworden, angetrieben von Anstrengungen und Hoffnungen, heimgesucht von Gewalt und Tod, bedrängt von Vernachlässigung und Missverständnissen. Geschichte wird geschrieben – und weitgehend ignoriert – an Orten wie Liu Gong Li oder in Clichy-sous-Bois am

Stadtrand von Paris oder in Dharavi, der fast eine Million Einwohner zählenden Ankunftsstadt in Mumbai, oder in der Latino-Ankunftsstadt Compton am Rand von Los Angeles. All diese Orte werden von Menschen bewohnt, die aus Dörfern dorthin gekommen sind, und all diese Orte fungieren als Sprungbrett zur eigentlichen Stadt und als Ausgangspunkt für die finanzielle Unterstützung der nächsten Zuwandererwelle. Für die Ankunftsstädte gibt es in aller Welt viele Namen: Slums, Favelas, Bustees, Bidonvilles, Ashwaiyyat, Shantytowns, Kampongs, Urban Villages, Gecekondular und Barrios in den Entwicklungsländern; in den reichen Ländern, die selbst jedes Jahr zwei Millionen Menschen, hauptsächlich ehemalige Dorfbewohner, aus den Entwicklungsländern aufnehmen, spricht man von Einwanderervierteln, von bestimmten Ethnien geprägten Stadtbezirken, von Banlieues Difficiles, Plattenbausiedlungen, Chinatowns, Little Indias, Hispanic Quarters, städtischen Slums und Migrantenvororten.

Ich präge hier den Begriff »Ankunftsstadt«, um diese Orte unter einem terminologischen Dach zusammenzufassen, denn unsere herkömmlich-gelehrte und bürokratische Sprache – »Eingangstor für Immigranten« (immigrant gateway), »Zuwanderergemeinschaft der ersten Generation« (community of primary settlement) – gibt ihre dynamische Struktur und ihren Übergangscharakter nicht angemessen wieder. Wir nehmen die Ankunftsstädte meist als festgefügte Einheiten wahr: als Ansammlungen billiger Unterkünfte, in denen arme Menschen wohnen, meist unter wenig gesunden Bedingungen. In der Sprache der Stadtplaner und Regierungen werden diese Enklaven oft als statische Anhängsel definiert, als

krebsartige Wucherungen einer ansonsten gesunden Stadt. Ihre Bewohner werden, so hat es der ehemalige brasilianische Staatspräsident Fernando Henrique Cardoso einmal formuliert, »eher als ökologisch definierte Gruppe denn als Teil des sozialen Systems«¹ wahrgenommen.

Das führt zu der tragischen Wohnungsbaupolitik in den westlichen Ländern, einer Politik, die in Paris 2005 gewalttätige Unruhen auslöste, in London bereits in den 1980er-Jahren, und in Amsterdam im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts mörderische Gewalt erzeugte. In Asien, Afrika und Südamerika sind die politischen Folgen noch schlimmer, bis hin zu Räumungen von Slums, bei denen die Zukunft von Zehntausenden oder Hunderttausenden von Menschen rücksichtslos mit abgeräumt wird. In einer alternativen Sichtweise, die in populären Büchern und Filmen dargeboten wird, werden Ankunftsstädte als bloße Erweiterungen eines dystopischen »Planet der Slums« abgeschrieben, als homogene Unterwelt, in der die in Unbeweglichkeit verharrenden Armen in ihren wie Gefängnisse wirkenden Wohnbezirken von feindselig gestimmten Polizisten in Schach gehalten, von ausbeuterischen Unternehmen ausgenutzt und von parasitären evangelikalischen Religionsgemeinschaften umworben werden.² So geht es zwar mit Sicherheit in vielen Ankunftsstädten zu, wenn sie ihre Durchlässigkeit eingebüßt haben oder vom Staat aufgegeben worden sind. Wer diese Fälle jedoch als normale Lebensbedingungen in solchen Ansiedlungen bezeichnet, übersieht den großen Erfolg der Ankunftsstadt: In den erfolgreichsten Gebieten der Entwicklungsländer wie auch des Westens ist sie das wichtigste Mittel für die Herausbildung einer neuen Mittelschicht, die

Beseitigung der Schrecken ländlicher Armut und die Abschaffung der Ungleichheit.*

Wir sollten diese Siedlungen eher als eine Reihe von Funktionen wahrnehmen, anstatt sie als unveränderliche Einheiten oder eigenschaftslose Orte abzutun. Die erste Funktion der Ankunftsstadt ist die Schaffung und Pflege eines *Netzwerks*: eines Netzes von zwischenmenschlichen Beziehungen, das Dorf, Ankunftsstadt und bestehende Stadt verbindet. Unterstützt von Kommunikationstechnik, Geldtransfers und traditionelleren familiären und dörflichen Beziehungen, sorgen diese Netzwerke für ein Gefühl von Schutz und Sicherheit (das in der Ankunftsstadt immer von vorrangiger Bedeutung ist); sie erzeugen ein Gefühl von Führungskraft und politischer Vertretung; sie geben der Ankunftsstadt eine eigene Identität. Zweitens fungiert die Ankunftsstadt als *Zugangsmechanismus*. Sie nimmt die Menschen nicht einfach nur auf, indem sie (über die Netzwerke) billige Unterkünfte und Unterstützung bei der ersten Arbeitsbeschaffung bietet, sondern ermöglicht über einen Prozess, der unter der Bezeichnung Kettenmigration bekannt ist, auch die nächste Welle von Neuzugängen: Aus der Ankunftsstadt kommen Bargeld und erste Kreditlinien ins Dorf, sie vermittelt Arbeitsstellen und Hochzeiten über internationale Grenzen hinweg und arbeitet Pläne aus, mit denen sich Einwande-

* Die Ungleichheit hat mit der Verstädterung in den Ländern abgenommen, die ihre Ankunftsstädte aufblühen lassen. In Brasilien, Peru und Malaysia ist die Ungleichheit mit der Verstädterung zurückgegangen. In China, wo die Ankunftsstädte Einschränkungen unterworfen sind, ist sie dagegen gewachsen. In Indien, einem Land mit chaotischer Stadtplanung, hat sich nichts geändert. Die Verstädterung hat in all diesen Fällen die Armut deutlich vermindert und den Lebensstandard des ärmsten Fünftels der Bevölkerung verbessert.

rungsbeschränkungen umgehen lassen. Drittens fungiert die Ankunftsstadt als *städtische Niederlassungsplattform*: Sie bietet informelle Ressourcen, die es dem Migranten aus dem Dorf – nach einer Sparphase und nach der Aufnahme in das Netzwerk – ermöglichen, ein Haus zu kaufen (durch Kreditaufnahme und informelles oder rechtsgültiges Handeln), ein kleines Unternehmen zu gründen (mithilfe von Darlehen, Häusern, Beziehungen), die Fühler nach der Kernstadt auszustrecken, um höhere Bildungsabschlüsse zu erreichen oder ein politisches Amt zu übernehmen. Viertens eröffnet die angemessen funktionierende Ankunftsstadt einen *Weg zur sozialen Mobilität*, der entweder in die Mittelschicht oder in die Reihen der wirtschaftlich vorankommenden, mit festen Arbeitsplätzen und eigenem Besitz ausgestatteten oberen Arbeiterschicht führt. Diese Wege in die »Kernstadt« ergeben sich durch Wohnungswert und Legalisierung, geschäftlichen Erfolg, Möglichkeiten zu höheren Bildungsabschlüssen für Migranten oder ihre Kinder, Beschäftigungschancen in Elite- oder »offiziellen« städtischen Unternehmen oder sogar durch die einfache physische Anbindung an die Stadt und den Ausbau von Straßen, Wasserleitungen und Kanalisation, Häusern und Verkehrsverbindungen. Das lässt auch die Immobilienpreise in der Ankunftsstadt steigen, und so entsteht durch die Chancen, die Einnahmen aus Verkauf oder Vermietung eröffnen, ein Weg für den Aufstieg. In Wissenschafts- und Regierungskreisen ist es in Mode gekommen, solche Funktionen vage als »soziales Kapital« zu bezeichnen. Das ist, kurz gesagt, genau das, was Ankunftsstädte ausmacht: Sie sind Aufbewahrungsorte für soziales Kapital, Maschinen für dessen Produktion und Vertrieb. Im Folgenden soll genau

gezeigt werden, wie dieses Kapital in der erweiterten Ökonomie des städtischen Erfolgs funktioniert.

Eine Ankunftsstadt kann eine einzige Anhäufung von Gebäuden sein, die ausschließlich von dörflichen Migranten bewohnt wird (wie Liu Gong Li), oder ein engmaschiges Netzwerk von Menschen, die in einem unterprivilegierten Wohnbezirk eine – vielleicht nur zehn Prozent ausmachende – Minderheit bilden. (So verhält es sich in den meisten britischen Ankunftsstädten: Auch in ethnischen Enklaven wie Bradford und Bethnal Green liegt der Migrantenanteil bei unter 50 Prozent.)

Die moderne Ankunftsstadt ist das Produkt der letzten großen Wanderungsbewegung der Menschheit. In diesem Jahrhundert ist ein Drittel der Weltbevölkerung in Bewegung, zieht vom Dorf in die Stadt. Diese Bewegung setzte in größerem Umfang kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ein, als Dorfbewohner in Südamerika und im Nahen Osten ihren Herkunftsort verließen, um am Rand der großen Städte neue Enklaven zu errichten, und tritt jetzt in die intensivste Phase ein. In China »wandern« 150 bis 200 Millionen Menschen zwischen Dorf und Großstadt, in Indien und Bangladesch gibt es große Bevölkerungsverschiebungen, und in Afrika und Südostasien schließt sich eine gewaltige Zahl von Menschen dem Exodus an. Im Jahr 1950 lebten 309 Millionen Menschen in den Entwicklungsländern in Großstädten, bis zum Jahr 2030 werden es 3,9 Milliarden sein. Noch 2008 lebte genau die Hälfte der Weltbevölkerung von 6,7 Milliarden Menschen in Dörfern, die meisten von ihnen in Afrika und Asien, und dazu gehörten fast vollständig die eine Milliarde Menschen zählenden Ärmsten der Armen, deren Fami-

lien von weniger als einem Dollar pro Tag leben müssen. Die reichen Nationen Nordamerikas, Europas, Australiens und Ozeaniens sowie Japan, Länder, die noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend ländlich strukturiert waren, weisen heute eine städtische Bevölkerung von 72 bis 95 Prozent auf, und diese Zahlen haben sich seit Jahrzehnten nicht verändert. In den meisten dieser Länder sind heute weniger als fünf Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig; diese Zahl reicht immer noch aus, um mehr Nahrungsmittel für den Export zu produzieren als alle vorwiegend auf die Landwirtschaft ausgerichteten Entwicklungsländer zusammen. Gegenwärtig leben nur 41 Prozent der Asiaten und 38 Prozent der Afrikaner in Städten – und die verbleibende Dorfbevölkerung arbeitet unproduktiv und kann den eigenen Bedarf nicht decken. Diese Menschen leben nicht auf dem Land, weil das Leben dort besser ist, sondern weil sie festsitzen.

Diese Verhältnisse ändern sich rasch. Von 2007 bis 2050 werden die Städte weltweit weitere 3,1 Milliarden Menschen aufnehmen. Die Zahl der auf dem Land lebenden Menschen wird etwa ab dem Jahr 2019 nicht weiter wachsen und bis 2050 um 600 Millionen zurückgegangen sein, obwohl die Familien auf dem Land sehr viel größer sind. Der Grund für diesen Rückgang wird die Abwanderung in die Städte sein. Indiens Landbevölkerung, weltweit eine der letzten, die noch weiter zunimmt, wird 2025 mit 909 Millionen Menschen ihre größte Zahl erreichen und bis 2050 auf 743 Millionen zurückgehen.³ Monat für Monat gewinnen die Städte Afrikas, Asiens und des Nahen und Mittleren Ostens durch Migration oder Geburt fünf Millionen Einwohner hinzu. Die städtische

Bevölkerung Asiens und Afrikas wird sich von 2000 bis 2030 verdoppeln, dadurch wird es auf diesen Kontinenten innerhalb einer Generation so viele neue Stadtbewohner geben wie in der gesamten bisherigen Geschichte überhaupt. Im Jahr 2025 werden 60 Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben, im Jahr 2050 werden es mehr als 70 Prozent sein, und bis zum Ende dieses Jahrhunderts werden mindestens drei Viertel der Menschheit, auch in den armen Ländern südlich der Sahara, Stadtbewohner sein. Dieser Zeitpunkt, an dem die gesamte Welt so umfassend verstädtert sein wird wie heute der Westen, wird zugleich einen Endpunkt markieren. Menschen, die sich in der Stadt niederlassen oder in stärker urbanisierte Länder abwandern, kehren so gut wie nie zurück.^{4*} Es wird weiter Migrationsbewegungen geben, auch wenn der verbliebene Teil der Menschheit in die Städte abgewandert ist, aber es wird nie wieder zu einer Massenbewegung dieses Ausmaßes kommen. Die Menschheit wird ein neues und fortdauerndes Gleichgewicht gefunden haben.

Diese Migration ist in jeder messbaren Hinsicht ein Fortschritt. Das Leben auf dem Dorf hat nichts Romantisches an sich, vielmehr ist das Landleben gegenwärtig noch die häufigste Todesursache, die am weitesten verbreitete Ursache für

* Es gibt Ausnahmen. In Mittel- und Osteuropa kam es nach dem Ende des Kommunismus zu einer Rückwanderung von der Stadt aufs Land, weil die Menschen vor dem Zusammenbruch der Pseudo-Industriegesellschaften in die Sicherheit der Subsistenzlandwirtschaft flohen. Maos China war im Großen und Ganzen ein gewaltiges Experiment mit einer erneuerten ländlichen Lebens- und Arbeitsweise. In einigen Ländern Afrikas südlich der Sahara haben die Menschen auf die Aids-Krise und auf militärische Konflikte mit einer Abwanderung aus der Stadt aufs Land reagiert. Es gibt zahlreiche Gründe für die Annahme, dass diese Rückwanderungen nur von zeitlich begrenzter Dauer sind. Sie werden nicht länger anhalten als die ihnen zugrunde liegende Krise.



Douglas Saunders

Die neue Völkerwanderung – Arrival City

Paperback, Klappenbroschur, 576 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-570-55211-7

Pantheon

Erscheinungstermin: April 2013

Ein Drittel der Weltbevölkerung ist unterwegs und zieht – über Grenzen und Kontinente hinweg – vom Land in die Städte. Doug Saunders hat in über zwanzig Ankunftsorten der großen Städte recherchiert und mit den Menschen über ihre Erfahrungen gesprochen. Wo die »Arrival City« scheitert, wird sie zum sozialen Brennpunkt, zur Brutstätte von Kriminalität und Extremismus, zum Elendsviertel. Doch wo Ankunft und Aufnahme gelingen, entsteht eine neue Mittelschicht, die zum sozialen Frieden beiträgt und die Wirtschaft stabilisiert.

 [Der Titel im Katalog](#)